

Zwischen Forschung, Seminar und Depot: Spezifika von Universitätssammlungen

Hennig, Jochen

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hennig, J. (2015). Zwischen Forschung, Seminar und Depot: Spezifika von Universitätssammlungen. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 3, 117-129. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-8325>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

ZWISCHEN FORSCHUNG, SEMINAR UND DEPOT: SPEZIFIKA VON UNIVERSITÄTSSAMMLUNGEN

Jochen Hennig

Die Begriffe ›Sammlung‹ und ›Sammeln‹ werden gemeinhin sicherlich zunächst mit Museen oder dem Kunstmarkt und oft mit entsprechend vermögenden Privatpersonen in Verbindung gebracht, doch ist in den letzten Jahren auch den Sammlungen an Universitäten vermehrt Aufmerksamkeit entgegengebracht worden. Dabei handelt es sich etwa um Lebendsammlungen in botanischen Gärten, um Gipsabgusssammlungen für die archäologische Lehre, um historische Sondersammlungen in den Universitätsbibliotheken oder um Referenzsammlungen in der Geologie. In den letzten Jahren hat es erhebliche Bemühungen gegeben, die Sichtbarkeit und Nutzbarkeit derartiger Bestände zu erhöhen. Darüber hinaus bietet aber gerade die universitätsspezifische Sammlungspraxis die Möglichkeit zu reflektieren, wie sich diese Sammlungen von denen an anderen Institutionen unterscheiden. Damit werden insbesondere sammlungswissenschaftliche Perspektiven eröffnet, die bei einer Engführung auf Museums- und Privatsammlungen mitunter verschlossen bleiben. Die folgenden Überlegungen sollen die Spezifik universitärer Sammlungen beleuchten und zugleich einen Beitrag zu allgemeineren sammlungswissenschaftlichen Fragen leisten.



Abb. 1: Karte, zum Gebrauch im Feld auf Leinen aufgezogen. Foto: Felix Sattler [aufgeklebte Karte].

Erste Indizien über den Charakter universitärer Sammlungsobjekte liefert die Betrachtung einer geologischen Karte der Umgebung des Ortes Rüdersdorf in der Nähe von Berlin (Maßstab 1:25.000, herausgegeben 1922). Sie stammt aus der Kartensammlung des geografischen Instituts der Humboldt-Universität Berlin (Abb. 1). Die Karte befindet sich nicht mehr im ursprünglichen Zustand, vielmehr ist sie in 15 Stücke zerschnitten und auf weißes Leinen aufgezogen worden. Dies ist keinesfalls auf eine restauratorische Maßnahme zurückzuführen, etwa um die Karte nach Gebrauch mit eventuellen Einrissen und Abnutzungen zu stabilisieren. Vielmehr ist diese Maßnahme routinemäßig unmittelbar nach dem Kauf durchgeführt worden, um die Karte für den Gebrauch im Gelände zu stabilisieren, um sie auf Exkursionen robust zusammengefoldet verstauen und immer wieder aufklappen zu können – um sie also im geografischen Universitätsalltag nutzen zu können.

In dieser Karte aus einer Universitätssammlung ist die ›Zurichtung‹ zum Gebrauchsgegenstand materialisiert. Wie wenig selbstverständlich dieser Umgang mit einem Sammlungsobjekt ist, zeigt sich beim Vergleich mit der Kartensammlung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz: Dort werden Karten nicht nach dem Ankauf zuerst einmal zerschnitten, sondern sie werden in ihrem Ursprungszustand bewahrt. Auch die Zusammensetzung des Bestandes unterscheidet sich, werden doch an der Universität von bestimmten Regionen, in die Exkursionen durchgeführt werden oder die im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen, sämtliche verfügbaren Karten erworben. Für Gegenden, welche im Mittelpunkt von Lehrveranstaltungen stehen, werden mitunter zahlreiche Duplikate gekauft, um Studierenden Gruppen auszustatten, während die Staatsbibliothek auf eine weltweite Abdeckung abzielt und dabei Regionen mit Karten einheitlichen Maßstabs repräsentiert werden. An der Staatsbibliothek verfolgt man aktiv die Sammlungsstrategie, Regionen komplett abzudecken und beispielsweise für den indischen Subkontinent Karten in einem einheitlichen Maßstab vorzuhalten. An der Universität hingegen werden nachgelagert die Karten, die im Rahmen einer Forschungsexpedition z. B. nach Patagonien angeschafft wurden, archiviert.¹

Der Blick auf eine zunächst unscheinbare Karte unterläuft die verbreitete Auffassung von Sammlungen als »Schätze« der Universität.² Auch die Zusammen-

1 Ich danke Gerd Schilling, Kartograf und Sammlungsleiter der Kartensammlung im Geografischen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin für die Einblicke in die dortige Sammlungspraxis.

2 Gerade in der öffentlichen Darstellung von Universitätssammlungen werden immer wieder derartige scheinbare Wertschätzungen artikuliert, die jedoch den in diesem Beitrag beschriebenen epistemischen Wert der Sammlungen unterschätzen: so z. B. der Jubiläumskalender 2012 »Schätze der Universität Göttingen«, das Jenaer Buch »Schätze der Universität«, in Greifswald werden »die Schätze der Universität« digitalisiert, die Universität Bonn präsentiert am dies academicus die »Schätze der Universitätsmuseen« u. s. f. Die Rhetorik muss nicht unbedingt als Haltung der mit den Sammlungen befassten Akteure interpretiert werden, sondern lässt auch auf den Legitimationsdruck der nach wie vor schlecht ausgestatteten Sammlungen schließen. Vgl. dazu: Thomas Schnalke: Vom Dornröschen zum Stiefkind? Plädoyer für eine nachhaltigere Beschäftigung mit universitären Sammlungen. In: Charlotte Trümpler/Judith Blume/Vera Hierholzer/Lisa Regazzoni (Hg.): Ich sehe wunderbare Dinge.

stellung der Kartensammlung zeigt Spezifika von universitären Wissensdingen, deren Gebrauchscharakter sich wie im Beispiel der Karte sogar mitunter in diesen materialisiert. Dass solche Wissens- und Gebrauchsdinge zugleich Sammlungsobjekte sind, sprengt hergebrachte semiotische Auffassungen von Sammlungen, die zwischen Gebrauchs- und Sammlungsobjekt kategorial unterscheiden.

So hat beispielsweise der Historiker und Philosoph Krzysztof Pomian in seiner Sammlungstheorie die Sammlungsobjekte als Semiophoren bezeichnet. Diese hätten einen semiotischen, zeichenhaften Charakter, würden sich zugleich aber auch durch ihre Materialität auszeichnen³ – Letzteres hat, als eine Erweiterung semiotischer Ansätze, eine breite Rezeption gefunden. Pomian, der den übergreifenden Charakteristika von Sammlungen nachspürte, erweiterte seine Betrachtungen über museale Sammlungen hinaus auf Grabbeigaben, Opfergaben, Reliquien oder Schatzkammern. Er grenzte all diese Semiophoren als konstitutiven Teil von Sammlungen klar ab von Gebrauchsgegenständen – der anderen Gruppe von Dingen, die zu Semiophoren werden können, wenn sie in Sammlungen gelangen.⁴ Diese Trennung und eindeutige Grenzüberschreitung ist bei universitären Sammlungen aufgehoben: Die Dinge sind potenziell Teil des Gebrauchs in Lehre und Forschung und besitzen vielfach zugleich Bedeutungen von Semiophoren.⁵

Mit der Hinfälligkeit dieser Trennung von Gebrauchsgegenstand und Sammlungsobjekt erodiert aber auch die gewonnene Klarheit über den Gegenstandsbereich: Wann ein Bestand, der im universitären Betrieb entsteht und genutzt wird, als Universitätssammlung aufgefasst wird, ist per se nicht scharf abgrenzbar. Dies geschieht im Rahmen eines vielschichtigen, häufig impliziten Prozesses – anders als an der Staatsbibliothek oder am Museum, wo Dinge von außen in einem eindeutigen Akt angeschafft werden, um sie durch die Inventarisierung zu inkorporieren und einer Sammlung aktiv zuzuordnen.⁶ Ein

100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität. Ostfildern/Frankfurt a. M. 2014, S. 16–23. Vgl. auch Jochen Hennig: Wissensdinge – Wissensanordnungen – Wissensorte. Zum Ausstellen von Universitätssammlungen. In: Georg-August-Universität Göttingen (Hg.): Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen. Göttingen 2012, S. 20–29.

3 Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Göttingen 1998, S. 95.

4 Ebd., S. 49 ff.

5 Einen besonderen Status innerhalb universitärer Sammlungen besitzen die Insignien einer Universität wie z. B. Talare und Rektoratskette, die Anke te Heesen als Universitätssammlung »im engeren Sinne« bezeichnet. Anke te Heesen: Universitäten und Ausstellungen? In: Charlotte Trümpler/Judith Blume/Vera Hierholzer/Lisa Regazzoni (Hg.): Ich sehe wunderbare Dinge. 100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität. Ostfildern/Frankfurt a. M. 2014, S. 54–61, hier S. 54. Sie ähneln sicherlich stärker musealen Sammlungen als die vielfältigen Lehr- und Forschungssammlungen, auf die in diesem Beitrag fokussiert wird.

6 Ein derart eindeutiger Akt kann natürlich bei einer universitären Sammlung existieren, wenn beispielsweise im Rahmen einer geologischen Exkursion Gesteinsproben für die entsprechende Sammlung aufgesammelt werden. Umgekehrt existiert etwa am Museum für Naturkunde in Berlin eine Sammlung historischer Instrumente, die ursprünglich zur Untersuchung der naturkundlichen Sammlungsobjekte eingesetzt wurden und nachträglich

Bewusstsein für diese Unschärfe ermöglicht es, die Selektionsmechanismen, die einen Bestand als Sammlung deklarieren, ihn damit den entsprechenden institutionellen Mechanismen unterwerfen und seinen epistemischen Status bestimmen, zu reflektieren. Daran anschließend ist zu fragen, welche Bestände wiederum nicht als Sammlung aufgefasst werden bzw. welche Lücken in den Sammlungen bestehen.⁷

Im Folgenden stehen diese Spezifika und Unschärfen im Zentrum der Betrachtungen. Sie versuchen auch, einen Beitrag zu der in der Praxis häufig anzutreffenden Situation zu liefern, dass universitäre Sammlungsobjekte aus dem Gebrauch gekommen sind. Dies lässt sich wiederum nur aus einem differenzierten Verständnis von Universitätssammlungen als genuine Gebrauchssammlungen verstehen. Dazu werden die Zeitkonzepte von Sammlungen und die Mobilität ihrer Objekte betrachtet. Diese Schärfung des Blicks auf universitäre Sammlungen soll es ermöglichen, ihre Eigenarten in eine allgemeine sammlungswissenschaftliche Debatte einzubetten. Der Abschnitt zum Ausstellen von Universitätssammlungen reflektiert Strategien, den Gebrauchsscharakter universitärer Sammlungen in der Präsentation zu berücksichtigen und nimmt damit zugleich eine weitere Gebrauchsform in den Blick.

Mut zur Gegenwärtigkeit

Die prinzipielle Überlagerung von Gebrauch und Bewahrung, Nutzgegenstand und Semiophor ist mit einem zentralen Moment des modernen Museums verknüpft, nämlich dem Aspekt von Zeitlichkeit.

Ein grundsätzliches Zeitkonzept des ›bürgerlichen‹ Museums ist dessen Ausrichtung auf die Zukunft: Das Vergangene soll für die Zukunft gesichert und bewahrt werden, auch wenn es auf Grund seiner Materialität grundsätzlich unweigerlich vergeht. Das museale Archivieren versucht, das dem Zeitablauf Unterworfenen vor dem Vergehen und Vergessen zu bewahren und ihm eine Zukunft zu geben. Wie zentral dieser Gedanke ist, zeigt sich exemplarisch in einem Zitat von Novalis, der schon 1798, also gleichsam in der Gründungsphase des Museums nach heutigem Zuschnitt von »Schlafkammern der zukünftigen Welt«⁸ sprach. Es ist nicht nur hilfreich, sich dieses Zeitkonzept mit seiner ausgeprägten Zukunftsorientierung bewusst zu machen, vielmehr birgt diese regelrecht eine Gefahr. Ulrike Vedder beschreibt beispielsweise die Gefährdung

zu Sammlungsobjekten deklariert wurden. Ich danke Ferdinand Damaschun für den Hinweis auf letztere Konstellation.

- 7 So ist für Archive bereits sehr klar benannt worden, dass oftmals kontingente Faktoren wie Architekturen oder Eigenheiten des Ablagewesens entscheiden, welche Dokumente ins Archiv eingehen, diese Vorentscheidung aus Sachzwängen – so formulieren Knut Ebeling und Stephan Günzel in ihrer Archivologie – schreiben sich gewissermaßen als Unbewusstes der Institution in die archivierten Dokumente ein. Knut Ebeling/Stephan Günzel: Einleitung. In: Diess. (Hg.): Archivologie. Theorien des Archivs in Philosophie, Medien und Künsten. Berlin 2009, S. 7–28.
- 8 Zitiert nach: Ulrike Vedder: Museum/Ausstellung. In: Karlheinz Barck (Hg.): Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Bd. 7, Stuttgart/Weimar 2005, S. 148–190, hier S. 184.

des Museums durch Implosion, wenn es überbordend versucht, schon die Gegenwart zu musealisieren.⁹

Diese Zukunftsorientierung des Museums erhält eine zusätzliche Dimension der Gegenwärtigkeit, wenn sich die Dinge als Objekte in einer Ausstellung befinden und Besucher ihnen gegenüber treten können, die Objekte präsent, also nah und gegenwärtig sind. Das Spiel mit der gleichzeitigen Fremdheit der Objekte stellt dabei ein Grundmotiv des Ausstellens dar. Gottfried Korff differenziert zwischen Objekten, die fremd sein können, weil sie am Ort der Ausstellung fremd sind, weil wir sie noch nicht kennen oder weil wir sie nicht mehr kennen.¹⁰ Letzteres – das vergangene, historische Objekt – bildet dabei ein Leitmotiv, wenn Objekte aus Sammlungen präsentiert werden – bestenfalls im Rahmen eines aktuellen, gegenwärtigen Geschichtsbildes, das sich möglicherweise als solches zu erkennen gibt.

Vor diesem Hintergrund lassen sich wissenschaftliche Gebrauchssammlungen als Hybride zeitlicher Konzepte sehen, für die, neben Vergangenheits- und Zukunftsorientierung, mit der Betonung der Gegenwärtigkeit noch andere Ausprägungen besitzen als die Präsenz in der Vitrine. Das Zerschneiden der Karte und das Aufziehen auf Leinen – also die Zerstörung zur Stabilisierung für den Gebrauch im Feld – setzt den Mut voraus, einen gegenwärtigen Gebrauch einzufordern und zu praktizieren, der zu Vergangenheits- und Zukunftskonzepten in Relation zu setzen ist. Neben dem musealen Deponieren und Exponieren ist für universitäre Sammlungen diese dritte Komponente des wissenschaftlichen Gebrauchs zentral. Neben Gedächtnis- und Erinnerungskultur tritt die fachspezifische Wissenskultur.¹¹ Das Verhältnis dieser Komponenten zueinander lässt sich keinesfalls pauschal bestimmen, vielmehr liegt in der Heterogenität universitärer Sammlungen ein Wert, der in der Praxis dazu auffordert, für jede einzelne Sammlung und ihre Teilbestände einen angemessenen Ausgleich zwischen Gebrauchsorientierung und bewahrender Musealisierung, zwischen Gegenwarts- und Zukunftsbezug zu bestimmen.

Bewusste Aufmerksamkeit für die Zeitlichkeit ermöglicht es, die Ziele, Ausrichtungen und Erwartungen bezüglich wissenschaftlicher Sammlungen kritisch zu bestimmen. So wird mitunter die Latenz – also die Zukunftsoffenheit einer heute eventuell noch verborgenen, noch nicht bestimmbar zukünftigen Nutzung – von universitären Sammlungen als eines ihrer Charakteristika und auch als übergeordnetes Motiv dafür genannt, sich den Sammlungen zu widmen.¹² Häufig angeführtes Beispiel sind DNA-Untersuchungen, die es heutzutage ermög-

9 Ebd., S. 182.

10 Gottfried Korff: Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum [2000]. In: Martina Eberspächer/Gudrun Marlene König/Bernhard Tschoben (Hg.): Gottfried Korff: Museumsdinge: Deponieren – Exponieren. Köln 2002, S. 167–180, hier S. 169.

11 Korff hat das Deponieren mit der Gedächtnis- und das Exponieren mit der Erinnerungskultur assoziiert. Ebd., S. 170.

12 Peter Strohschneider: Faszinationskraft der Dinge. Über Sammlung, Forschung und Universalität. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 8 (2012), S. 9–26, hier S. 16 ff.

lichen, historisch gewachsene naturkundliche Sammlungen auch für Fragestellungen zu nutzen, welche sich erst durch diese neuen molekularbiologischen Methoden eröffnen. Ein anderes Beispiel ist etwa der Umgang mit dem »Moorarchiv« der Humboldt-Universität, einem Kartierungsprojekt der Moorflächen Brandenburgs seit den 1950er Jahren, das damals zur Eruierung der landwirtschaftlichen Nutzbarkeit dieser Flächen diente. Seit den 1990er Jahren wird es unter dem neuen, ursprünglich nicht intendierten Gesichtspunkt der Klimaforschung genutzt, da Moore als höchst klimarelevant erkannt wurden und die systematische wie auch detaillierte Kartierung von Moorflächen eine einmalige Ressource für Veränderungen über Jahrzehnte darstellt.¹³ Die Veränderung von Nutzungsmöglichkeiten und die Unvorhersehbarkeit künftiger Fragestellungen gehören zu den spannendsten Aspekten in der Auseinandersetzung mit Sammlungen und bilden gewichtige wissenschaftspolitische Argumente hinsichtlich ihrer Legitimation. Gerade angesichts der Bedeutungsverschiebung eines Objektes im Laufe der Zeit und in unterschiedlichen Kontexten stoßen semiotische Ansätze, die die Bedeutung hinter den Dingen zu bestimmen suchen, mitunter an ihre Grenzen. Semantische Ansätze gewinnen an Wert, durch die Bedeutungen in unterschiedlichen situativen Kontexten sichtbar werden können.¹⁴ Die Latenz universitärer Sammlungen zum Leitmotiv in der Auseinandersetzung mit ihnen zu machen, würde jedoch bedeuten, ein zukunftsorientiertes Argument in den Mittelpunkt zu stellen und die Gefahr bergen, den Mut zur Gegenwartsorientierung hintenan zu stellen. Wenn man aber davon ausgeht, dass nicht einer der Pole – Zukunftsorientierung oder Gegenwartsbezug – allein die Gebrauchssammlungen charakterisiert, sondern eine sammlungsspezifische Position zwischen diesen beiden Szenarien gefunden werden kann, heißt das, in ständiger Aktualisierung und Gegenwärtigkeit der Sammlungspraxis die Latenz der Sammlungen immer neu auszuloten und zu ermöglichen – eine künftige Gegenwärtigkeit ist auf eine aktuelle Gegenwärtigkeit angewiesen.

Ding-Mobilität als Voraussetzung des Sammlungsgebrauchs

Ein weiteres Charakteristikum universitärer Sammlungsobjekte zeichnet sich an der Schnittstelle und machmal Reibungsfläche von musealen Objekteigenschaften und wissenschaftsspezifischer Praxis ab. Die Mobilität von Objekten ist mitunter eingeschränkt, werden sie doch auch als Gegen-Stände beschrieben, die sich dem Betrachter »entgegenstellen« und durchaus »widerständig« sein können.¹⁵ Für die Wissenschaftspraxis sind sie damit mitunter das Gegenteil dessen, was der Wissenschaftssoziologe Bruno Latour als »immutable mobiles« bezeichnet hat und worin er ein Grundprinzip westlicher Kultur im Allgemeinen und der westlichen Wissenschaftspraxis im Speziellen sieht, nämlich die Erzeugung von mobilen, zumeist zweidimensionalen Entitäten, die sich durch ihre Bewegung nicht verändern. Latour nennt unterschiedliche Erfindungen und Praktiken wie den Buchdruck, geometrische Projektionen, kartografische

13 www2.hu-berlin.de/sammlungen_der_lgf/moorarchiv.php (Stand: 1.3.2015).

14 Walter Leimgruber: Über das Sammeln in der Kulturwissenschaft. In: Themenheft »Wissenschaft sammeln«. Uni Nova. Wissenschaftsmagazin der Uni Basel 122, Sept. 2013, S. 11–14.

15 Korff, wie Anm. 9, S. 169.

Erfindungen, Verfahren der Buchhaltung, Erstellung von Grafiken und Statistiken.¹⁶ Latour schreibt dazu:

»Alles, was die Mobilität der Spuren, die eine Örtlichkeit über einen anderen Ort erhält, beschleunigt, oder *alles*, was diesen Spuren gestattet, sich ohne Transformation von einem Ort zum anderen zu bewegen, wird favorisiert« [Hervorhebungen wie im Original].¹⁷

Die Erzeugung von ›immutable mobiles‹ lässt sich in der wissenschaftlichen Sammlungspraxis zum Beispiel bei archäologischen Grabungen beobachten – etwa mit der Anfertigung von Abklatschen, Fotografien, Zeichnungen, Plänen und Tabellen, die einen Grabungsort und die dabei aufgefundenen Objekte dokumentieren, ordnen und analysieren. Zugleich gibt es eine lange Tradition der Anfertigung von dreidimensionalen Kopien der Objekte in der Form von Gipsabgüssen, Galvanoplastiken oder in letzter Zeit 3-D-Drucken. Während die Originalobjekte aufgrund ihrer Größe, aber auch ihrer Empfindlichkeit und rechtlicher Aspekte wie Zollbestimmungen und Besitzansprüche, mitunter wenig mobil sind, nehmen die Gipsabgüsse eine Zwischenposition ein: Sie sind bei Weitem nicht so mobil wie die Fotografie einer Skulptur, was in Kauf genommen wird, da sie gerade einen Eindruck der originalen Größenverhältnisse, der Dinglichkeit transportieren sollen. Zugleich sind sie mobiler als die Originale und so gehört es zur universitären Praxis im Umgang mit Gipsabgüssen, diese in der Lehre in unterschiedlichen Reihungen anzuordnen, wie es im Museum mit Originalen nicht möglich wäre. Der hohe Status von Mobilität im Rahmen wissenschaftlicher Abläufe legitimiert in universitären Sammlungen bis heute die Anfertigung und Verwendung von Kopien und bildlichen Repräsentationen – eben der ›immutable mobiles‹ –, während an Museen (derzeit) in stärkerem Maß Ansprüche wie Aura, Authentizität, Fremdheit und Originalität herangebracht werden.¹⁸

Die wissenschaftliche Gebrauchssammlung befindet sich also wiederum in einer Zwischenposition: Dinghaftigkeit, Materialität und Originalität werden zumindest in den Geistes- und Kulturwissenschaften als Werte aufgefasst, welche zugleich mit Mobilitätstrategien, wie sie das wissenschaftliche Umfeld gewohnt ist, in Einklang zu bringen sind. Sammlungen von Originalen, von Abgüssen und Kopien, aber auch von hochmobilen Repräsentationen etwa in Form von Diasammlungen können jeweils in den Kategorien von Materialität, Widerständigkeit, Immobilität und Mobilität gedacht werden. Auch Digitalisierungen und digitale Erschließungen können unter der Perspektive der Zeitlichkeit und der

16 Bruno Latour: Drawing Things Together. Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente [1986]. In: Andrea Bellingier/David J. Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006, S. 259–307.

17 Ebd., S. 275 f.

18 Selbstverständlich befinden sich auch in Museen Gipsabgusssammlungen. Auch muss der Status von Kopien und Originalen in Sammlungen und Museen als historisch veränderlich angesehen werden. Doch das Argument zielt auf eine flexible Nutzung von Gipsabgüssen in der universitären Lehre ab.

Schaffung von hoch mobilen Ersatzobjekten gesehen werden, für die in wissenschaftlichen Sammlungen mitunter andere Ausprägungen gelten können als für museale digitale Erschließungen.¹⁹

Dinggebrauch ausstellen

Auch das Ausstellen bzw. Ausgestelltwerden als wesentlicher, möglicher Modus von Objekten wird mitunter durch wissenschaftliche Gebrauchssammlungen herausgefordert und hat hier zu eigenen Strategien geführt.

Die Ausstellung »Theatrum Naturae et Artis«, die über den Jahreswechsel 2000/2001 die Sammlungen der Humboldt-Universität im Martin-Gropius-Bau auf einer Fläche von über 3.000 qm versammelt und präsentiert hat, hat im deutschsprachigen Raum die Aufmerksamkeit auf den Themenkomplex »Universitätssammlungen« als übergeordnete Kategorie maßgeblich geprägt. Es war regelrecht intendiert²⁰, die Gemeinsamkeit von Sammlungen unterschiedlicher Fächer hervorzuheben, wobei Titel und Konzept auf Leibniz' Theater der Natur und Kunst, eben das Theatrum Naturae et Artis, Bezug nahmen. Die Kunst-kammer diente als Denkmodell und Ausstellungsprinzip, für die Horst Bredekamp als einer der Projektleiter zuvor in seinem Essay »Maschinenglaube und Antikensehnsucht«²¹ ausgeführt hatte, wie dort die Abfolge von der Naturform über die antike Skulptur und das Kunstwerk bis hin zur Maschine versammelt war. Nicht die Repräsentation, sondern das Spielerische und schöpferische Zusammenspiel, mit Betonung des Assoziativen und Zufälligen, stand nach Horst Bredekamp im Zentrum der Kunst-kammer.

Eine gewisse Widersprüchlichkeit zwischen diesem konzeptionellen Anspruch und der gewählten Präsentationsform zeigte sich darin, dass die musealisierte Darstellungsform der Ausstellung wie auch die Auswahl der Objekte den Schauwert der Dinge – überaus gekonnt – ins Zentrum rückte (Abb. 2). Die Objekte waren in den Vitrinen freigestellt von jedwedem Text, welcher sich nur auf den Vitrinenrändern befand. Hinweise auf die wissenschaftliche Verwendung traten zumeist in den Hintergrund.²² Es kann als Paradox gesehen werden, dass eine derartige temporär musealisierende Präsentationsform die Aufmerksamkeit auf universitäre Gebrauchssammlungen im deutschsprachigen Raum nachhaltig prägen konnte, wenn auch wesentliche Spezifika univer-

19 Das Basisprojekt »Mobile Objekte« des Exzellenzclusters »Bild – Wissen – Gestaltung. Ein interdisziplinäres Labor« an der Humboldt-Universität zu Berlin widmet sich in diesem Sinne der Frage nach infrastrukturellen Voraussetzungen für die Veränderung von Ding-Mobilitäten: www.interdisciplinary-laboratory.hu-berlin.de/de/basisprojekte/mobile-objekte (Stand: 1.3.2015).

20 Kuratorin der Ausstellung war Anita Stegmaier, die Gesamtleitung hatten der Kunsthistoriker Horst Bredekamp und der Mathematiker Jochen Brüning inne, Cornelia Weber war für die Projektleitung zuständig. Zur Ausstellung siehe Horst Bredekamp/Jochen Brüning/Cornelia Weber (Hg.): Theater der Natur und Kunst. Theatrum Naturae et Artis. 2 Bände (Katalog und Essays). Berlin 2000.

21 Horst Bredekamp: Antikensehnsucht und Maschinenglaube. Die Geschichte der Kunst-kammer und die Zukunft der Kunstgeschichte. Berlin 1993.

22 Eine Ausnahme bildete etwa die Präsentation von Forschungsprojekten des Instituts für Systematische Zoologie am Museum für Naturkunde

sitärer Sammlungen nicht hervorgehoben wurden. Die Bezugnahme auf einen gemeinsamen Ursprung in der Kunstkammer und die Schaffung eines Gesamtbildes heterogener Objekte verstellte mitunter den Blick auf die Heterogenität der unterschiedlichen fachlichen und zeitlich veränderlichen Praktiken im Umgang mit den Objekten. Die Frage blieb offen, wie sich die Kunstkammer als barockes Sammelmodell in eine Gegenwart überführen lässt, in der Sammlungen zwischenzeitlich eine mehrere Jahrhunderte währende fachspezifische Ausprägung erfahren haben.



Abb. 2: Die ruhige Präsentationsform der Ausstellung »Theatrum Naturae et Artis« (2000) hob den Schauwert der Objekte hervor. Foto: Thomas Bruns [Installation shot Theatrum].

Auch wenn bisher noch kein differenzierter Überblick vorzuliegen scheint, wie sich in unterschiedlichen Disziplinen die Nutzungen von Sammlungen entwickelt und ausdifferenziert beziehungsweise welche Konjunkturen und Abwendungen von materiellen Kulturen sich ergeben haben²³, sind doch wesentliche Verschiebungen bereits skizziert. Peter Bräunlein weist beispielsweise darauf

23 Für die Ethnologie siehe zum Verhältnis von Museum und Universität Michael Kraus/Mark Münzel (Hg.): Zur Beziehung zwischen Universität und Museum in der Ethnologie. Marburg 2000.

hin, dass in der natur- wie geisteswissenschaftlichen Sammlungspraxis des ausgehenden 19. Jahrhunderts der Evolutionismus und Diffusionismus prägende Schulen waren. Während sie in den naturkundlichen Sammlungen ihre Bedeutung im 20. Jahrhundert zunächst bewahren konnten, wurden diese Sichtweisen für geisteswissenschaftliche Sammlungen als naiver Positivismus bzw. technologischer Determinismus kritisiert.²⁴ Eine vereinheitlichende Sicht auf universitäre Sammlungen verstellte hingegen den Blick auf den dynamischen, im Wandel befindlichen und fachspezifisch ausgeprägten Umgang mit den Objekten. Diese Heterogenität der Sammlungen offenbart sich nicht in der isolierten Präsentation ihrer Objekte, sondern beim Blick auf die Praxis – auf die Handhabungen, Zusammenstellungen, Zuschreibungen und Umdeutungen.

Sammlungen als Gebrauchssammlungen aufzufassen und zu präsentieren heißt damit auch, den Wechsel von Ordnungsprinzipien zu thematisieren und die schwindende Gebräuchlichkeit bestimmter Ordnungen und Objektreihungen zu reflektieren. Dabei bleibt es eine Herausforderung, im Rahmen einer Ausstellung, durch die die Objekte unweigerlich ihrem Gebrauchszusammenhang entzogen werden, zugleich den vormaligen Nutzungs- und Gebrauchsscharakter deutlich zu machen.

Dieses Spannungsverhältnis führt seit 2010 die Präsentation der Nasspräparate-Sammlung in einem inszenierten gläsernen Labor am Museum für Naturkunde in Berlin vor Augen. Die Besucher_innen sehen die Sammlungsobjekte mit offensichtlich nachgelagertem Schauwert des Einzelobjektes im Rahmen eines großen, beeindruckenden Raumbildes. Im Zentrum des Raums befindet sich ein gläserner Kubus mit den Nasspräparaten, dahinterliegend – für die Besucher_innen nicht zugänglich – sind Laborbänke mit Arbeitsplätzen zu sehen. Die Verbindung ist offensichtlich: Die Nasspräparate können den Regalen entnommen werden und an den Laborarbeitsplätzen untersucht werden. Das Raumbild inszeniert eine Masse an Objekten, wie sie für die Museumsbesucher im geologischen, aber nicht in den sonstigen zoologischen Ausstellungsbereichen des Museums zu erfahren ist. Zugleich werden sie nicht als Schauobjekte, sondern als potenzielle wissenschaftliche Gebrauchssubjekte präsentiert. Die Inszenierung bricht jedoch an der Stelle, an der die Forscher_innen die Objekte der Inszenierung entnehmen, um sie in den nicht-öffentlichen Speziallaboren zu untersuchen. Exponieren und Beforschen bleiben im Alltag des Forschungsmuseums getrennte Sphären; das Ausstellen kann sich nur zum Ziel setzen, den Wechsel zwischen diesen Sphären transparent zu machen. Bei der Suggestion, ihn überbrücken zu können, kommt es zum Bruch.²⁵

24 Peter J. Bräunlein: Material Turn. In: Georg-August-Universität Göttingen (Hg.): Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen. Göttingen 2012, S. 30–44.

25 Anke te Heesen interpretiert die hier vorgestellte Inszenierung anders; aus ihrer Sicht erfüllt das Museum nicht seine Aufgabe zu verdeutlichen, wie Dinge Teil eines wissenschaftlichen Systems werden. Anke te Heesen: Ein Raum voller Gläser: Die Nasspräparatesammlung im Berliner Naturkundemuseum. In: Dies./Margarete Vöhringer: Wissenschaft im Museum – Ausstellung im Labor. Berlin 2014, S. 216–230, hier S. 227 ff. Offen bleibt dabei, ob in einem großen Museum wie dem für Naturkunde in Berlin in jedem Bereich dieses Ziel verfolgt wer-



Abb. 3: Inszenierung einer Objektbibliothek im Zentrum der Ausstellung »WeltWissen« (2010). Foto: Eberle & Eisfeld, Berlin.

Auch die Berliner Jubiläumsausstellung »WeltWissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin« adressierte diese Thematik. Eine objektbasierte Installation im Lichthof des Martin-Gropius-Baus als einer von drei Ausstellungsteilen bildete zehn Jahre nach der Ausstellung »Theatrum Naturae et Artis« am gleichen Ort gleichsam ein Kondensat von deren Objekttheater. In einem Großregal versammelte der Künstler Mark Dion Objekte aus unterschiedlichen Berliner Sammlungen, um sie in ein fiktives, im Wissenschaftszusammenhang nicht existierendes Ordnungssystem zu bringen. Zur Gesamtinstallation gehörten ferner Tische vor dem Regal, auf denen Objekte aktueller Forschung platziert waren (Abb. 3).²⁶ Das Raumbild suggerierte die Situation einer Objektbibliothek, in der Objekte aus dem Regal entnommen werden können, um sie am Tisch zu be-

den muss oder ob nicht eine solche Inszenierungen gerade durch ihre Unterschiedlichkeit von anderen Zeigeordnungen im Museum auf die Konstruiertheit jeder einzelnen Präsentationsform verweist und einen repräsentationskritischen Beitrag leistet.

- 26 Die Installation ist von dem Gestaltungsteam Space4 und dem Mediengestalter Christoph Stratenwerth vorgeschlagen und realisiert worden; im Planungsprozess ist sie mit dem Kuratorteam der Ausstellung - Udo Andraschke, Nikola Doll, Jochen Hennig (Leitung), Patrick Kleinschmidt, Michael Kraus - weiter entwickelt worden. Zum Konzept der Installation vgl. Michael Kraus: Ausschnitthaftigkeit, Fülle und aktuelle Forschung. Objekte der Berliner Wissenschaft. In: Udo Andraschke/Kristin Boberg/Nikola Doll/Jochen Hennig/Michael Kraus/Frauke Stuhl/Kerstin Wallbach (Hg.): WeltWissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin (Dokumentation). München 2011, S. 22-29.

arbeiten. Im Gegensatz zum Nasspräparateraum im Museum für Naturkunde boten die Tische nicht den Blick auf eine Situation wissenschaftlicher Praxis, sondern gaben sich als Teil einer inszenierten Ausstellungssituation zu erkennen. So mussten die Objekte auf den Tischen durch Hauben geschützt werden, es fand eine Musealisierung und Distanzierung statt. Um eine Verbindung zum Gebrauchskontext herzustellen, wurde jedes Objekt auf dem Tisch durch Fotos und ein Interview mit der Person begleitet, die mit dem Objekt im Wissenschaftsalltag umging.²⁷ So schuf die Installation eine offensichtlich inszenierte, fiktive Gebrauchssituation, die auf die reale Gebrauchssituation verwies.

Einer ähnlichen kuratorischen Überlegung folgt auch die Jubiläumsausstellung der Universität Frankfurt »Ich sehe wunderbare Dinge« (2014), in der Objekte aus den Universitätsammlungen nach sammlungsübergreifenden Themen wie z. B. »Neugier«, »Glaube«, »Köpfe« oder »Protest« gruppiert wurden.²⁸ Die Rückbindung der Objekte in ihren Sammlungszusammenhang geschah hier durch Filme, die insbesondere die Sammlungsleiter_innen und deren Handhabung der Objekte in den Mittelpunkt stellen. Die getrennten Sphären von Ausstellung und alltäglichem Arbeitsgebrauch werden sinnfällig. Das zeitkritische Medium Film ist dabei in besonderem Maß in der Lage, den Umgang mit Dingen zu veranschaulichen; und sei es bloß durch die subtile Unterschiedlichkeit, mit der die Sammlungsleiter_innen die Dinge in die Hand nehmen. Eine andere Strategie, den Gebrauch der Dinge in den Ausstellungsraum zu übertragen, verfolgten die Kuratorinnen durch die Objektauswahl: Im Bereich »Neugierde« wurde etwa eine Scheibe einer zersägten Muschel präsentiert, da die Auswertung einen solchen Schnitt – und damit die Zerstörung des Objektes – erforderte. Nicht die Muschel als Vertreterin ihrer Klasse, wie es im Naturkundemuseum zu sehen ist, oder kunsthandwerklich überformt, wie es mit Muscheln in Kunstkammern praktiziert wurde, wurde gezeigt, sondern das Ergebnis des forschend-zerstörerischen Umgangs mit dem Sammlungsobjekt.

Die Überführung von Objekten aus universitären Sammlungen in die Zeigeordnung der Ausstellung bringt eine unvermeidliche Spannung mit sich, wenn ein musealisierendes, stillstellendes Display sich zum Ziel setzt, den Gebrauchsscharakter der Objekte zum Thema zu machen. Diese Annäherung kann durch die Auswahl von Objekten, durch Raumbilder oder Rekontextualisierungen in Form von Text, Bildern und Filmen geschehen. Sie bleibt dabei unweigerlich ein ständiges Probieren – ein Probieren, das seinerseits Teil des universitären

27 Interviews: Anne Seubert; Fotos: Eberle & Eisfeld, Berlin; Texte und Fotos sind dokumentiert unter: www.weltwissen-berlin.de/index.php/aktuelle-berliner-wissenschaft.html (Stand: 1.3.2015). Vgl. Jochen Hennig/Udo Andraschke: WeltWissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin. (Ausstellungskatalog). Berlin 2010.

28 Die Ausstellung war vom 19.10.2014 – 8.2.2015 im Museum Giersch zu sehen. Vgl. www.museen.de/ich-sehe-wunderbare-dinge-frankfurt-main.html (Stand: 1.3.2015). Projektleitung: Charlotte Trümpler, Kuratorinnen: Judith Blume, Vera Hierholzer, Charlotte Trümpler; Gestaltung: Atelier Gillmann+co; die Filme produzierten Sophia Edschmid (Regie, Schnitt) und Philipp Kehm (Kamera). Vgl. den Ausstellungskatalog von Charlotte Trümpler/Judith Blume/Vera Hierholzer/Lisa Regazzoni (Hg.): Ich sehe wunderbare Dinge. 100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität. Ostfildern/Frankfurt a. M. 2014.

Objektumgangs sein sollte und das notwendig ist, um nicht lediglich zu repräsentieren, sondern eine reflexive Position bezüglich des Status der Sammlungsobjekte in die Präsentation aufzunehmen.

Schluss: Epistemologie statt Repräsentation

Eine solche Reflexion entspricht programmatisch der Definition von Epistemologie durch den Wissenschaftsphilosophen Hans-Jörg Rheinberger, der diese charakterisiert sieht durch die »Reflexion auf die historischen Bedingungen, unter denen, und die Mittel, mit denen Dinge zu Objekten des Wissens gemacht wurden«.²⁹

Diese Reflexion beinhaltet zunächst die eingangs aufgeworfene Frage, welche Bestandsgruppen und Konvolute an Universitäten als Sammlung aufgefasst werden; welche Mittel haben ein Ding erst zu einem Objekt des Wissens gemacht und unter welchen Bedingungen wurde sein Status als Teil einer Sammlung geschaffen. Den Blick auf die Mittel zu richten, mit denen Dinge zu Objekten des Wissens gemacht werden, heißt auch, Sammlungen und Sammlungsobjekte nicht isoliert anzusehen, sondern als Teil eines Netzes von Repräsentationen und eines Zusammenspiels mit Instrumenten, Bildern, Aufzeichnungen, Ordnungssystemen und Räumen. Wenn man die Zurichtung eines Sammlungsobjektes, die das Sammlungsobjekt umgebene materielle Kultur und die damit verbundene wissenschaftliche Praxis in den Blick nimmt, lassen sich Spezifika universitärer Sammlungen erfassen, da sowohl die historischen Bedingungen als auch die verfügbaren Mittel an Universitäten mitunter andere sind als an Museen. Die universitäre Lehre stellt eine andere Kommunikationssituation dar als die öffentliche Präsentation im Museum. Der Gebrauch der Objekte, die gegenwärtige Nutzung und die Strategien der Mobilisierung besitzen in den von Rheinberger als erkenntnisrelevant benannten Bedingungen und Mitteln eine historische Dimension.

Der Reiz universitärer Sammlungen lässt sich nicht ausloten, wenn sie repräsentativ als »Schätze« vorgezeigt und damit epistemologisch unterschätzt werden. Universitäre Sammlungen müssen zur Entfaltung ihrer Potenziale vielmehr in ständiger Erneuerung kritisch befragt und als historisch bedingt betrachtet werden.³⁰



Jochen Hennig
Humboldt-Universität zu Berlin
Sammlungsbeauftragter des Präsidiums
Unter den Linden 6
10099 Berlin

29 Hans-Jörg Rheinberger: *Historische Epistemologie zur Einführung*. Hamburg 2007, hier S. 11.

30 Ich danke Felix Sattler für die anregenden Diskussionen zu universitären Sammlungen, die in diesen Beitrag eingeflossen sind; Andrea Wieloch danke ich für das Korrektorat.